

RALPH SAUER

Christliche Symbole für heute erschließen

Der moderne Mensch begegnet der überkommenen Symbolwelt christlichen Glaubens mit Unverständnis, ja bisweilen sogar mit Aggressivität. Diese Symbole sind für ihn oft nicht mehr sprechend, es gelingt ihm kaum noch, darin sein Lebensgefühl, aber auch seine Ängste zum Ausdruck zu bringen. Angesichts dieser Not in der Tradierung des Glaubens ergibt sich die Notwendigkeit, dem heutigen Menschen die Symbolwelt des christlichen Glaubens neu zu erschließen. Unser Autor, em. Professor für Religionspädagogik an der Hochschule Vechta, versucht in diesem Beitrag eine exemplarische Erschließung der liturgischen Symbole. (Redaktion)

Zeichen und Symbole sind für den Gottesdienst konstitutiv, er ist an Zeichen gebunden, wobei auch das Wort zu diesen Zeichen gehört; so gibt es sichtbare und hörbare Zeichen. Auch der Raum und die Tages- und Jahreszeiten gehören zu diesem Kosmos heiliger Zeichen in der Liturgie. Das Ursymbol ist Jesus, der aufgrund seiner Menschwerdung auf den unsichtbaren Gott verweist, der in ihm gegenwärtig ist, daher kann ihn Paulus auch als Ikone, als das Bild Gottes bezeichnen (vgl. Kol 1,15). Welche Wirkung von dieser liturgisch geprägten Symbolwelt auf Menschen ausgehen kann, schildert C. Zuckmayer in seiner Autobiographie „Als wär's ein Stück von mir“ auf höchst anschauliche Weise: „Ich war katholisch – das war bei uns selbstverständlich, es gibt wenig Andersgläubige in dieser Gegend, und meine väterliche Familie war, solange man sich erinnern konnte, katholisch gewe-

sen. Aber auch das halte ich für einen der Glücksfälle meiner Jugend. Gerade das Selbstverständliche dieser Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft, deren Ritus in uralten Formen verwurzelt ist, zu einer Kirche, in der das Mysterium der Menschwerdung, das Wunder der Transfiguration in jeder Messe neu geschieht: aber das Kind läuft in die Kirche wie in den Bäckerladen, es ist nichts pietistisch Würdevolles oder Griesgrämiges dabei, hier riecht es nach warmem Brot, dort nach steinkühlem Weihrauch; das Kniebeugen, Niederknien, Händefalten, Kreuzschlagen, das Klingeln der Meßglöckchen, das Heben der Monstranz und das Klopfen an die Brust während der tiefen Stille bei der Wandlung, das alles fügt sich ins tägliche Leben ein wie Schlafengehn, Aufstehn, Anziehen, Lernen, Spielen – es ist der Sonntag, der allen gehört, und an dem sich der dicke schwarze Mann aus dem Pfarrhaus in eine Heiligenfigur mit prachtvollen Gewändern verwandelt. Nicht daß ich andere Religionen für schlechter hielte. Aber da war nun die meine, und sie bot mir, in der Kindheit, die Erweckung eines inneren Lebens, das Fleisch und Blut durchdrang, zeitweise das Glück der unbedingten Gläubigkeit, später, im Heranwachsen, alle Kämpfe, Zweifel, Geisteskrisen, die zum produktiven Dasein gehören, bis zum Abfall, aber niemals bis zur Gleichgültigkeit – und schließlich, über alle Stiegen und Stufen hinweg, das gelassene Wissen um die Wahrheit des Kinderglaubens. Dieser besondere

Zauber, der dem Geheimnis der Sakramente innewohnt, vom Geflüster der ersten Beichte bis zum Schlucken der Hostie bei der ersten Kommunion, auch solche Ritualien, die man oft als abergläubisch, gebetmühlen- oder schamanenhaft belächelt, wie das Eintauchen der Fingerspitzen ins geweihte Wasser, der Rosenkranz, das Ewige Licht am Altar, üben Symbolkraft aus und beschenken das Herz mit einem einfältigen Vertrauen. ... Das erfüllte mich mit einer Freudigkeit, die mit keiner anderen Freude zu vergleichen war: sie galt nicht irgendeinem Vergnügen, sondern dem leibhaftig spürbaren Walten einer schöpferischen Macht, das ein Kantianer oder Neu-Kantianer vielleicht beweisen kann, ein anderer, besonders ein junger Mensch nur glauben.“¹ Noch als Erwachsener erinnert sich der Schriftsteller dankbar an seine katholische Jugendzeit, die lange vor dem Konzil lag. Er wuchs in der Nähe von Mainz in Rheinhessen auf und wurde durch das herrschende katholische Milieu in seinem Glauben geprägt. Unter den Bedingungen eines volkskirchlichen Milieus erfolgte hier der Umgang mit liturgischen Symbolen und Gesten selbstverständlich und problemlos. Hier erwies sich die mitgefeierte Liturgie als zentraler Lernort des Glaubens. Man wuchs einfach ohne Schwierigkeiten in die Symbolwelt des katholischen Glaubens hinein. Mit dem Abschmelzen des katholischen Milieus in den 60er Jahren hat sich diese Situation jedoch grundlegend geändert. Die Zeitgenossen werden nun gewahr, daß die in der Liturgie verwendeten Zeichen einer fremden, mediterranen Kultur entstammen und unter den Bedingungen

der modernen beziehungsweise postmodernen Gesellschaft fremdartig anmuten. Der moderne Mensch findet dazu keinen Bezug mehr, es gelingt ihm kaum noch, eine Beziehung zu seinem heutigen Leben, besonders nicht zu seinem Alltagsleben, herzustellen. So mußte die Diözesansynode Rottenburg-Stuttgart (1985/86) feststellen: „Unsere Liturgie wirkt oft nüchtern und zu intellektuell. Ihr Reichtum an Riten, Symbolen und Inhalten wird häufig nicht voll wahrgenommen, so daß die menschliche Tiefendimension kaum getroffen wird. Manche Symbole des Glaubens sind uns fremd geworden. Damit die Liturgie sinnvoll gefeiert werden kann, müssen ihre Zeichen, Symbole und Handlungen neu erschlossen werden“ (Teil VI, 1,4 und 5). Welche Zugangswege bieten sich uns dafür an?

1. Die stärkere Gewichtung der primären Symbole im Gottesdienst

Wir können zwischen primären und sekundären Symbolen unterscheiden, wobei die Grenzlinien zwischen beiden nicht immer exakt zu markieren sind. Zu den primären Symbolen zählen: Die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde, sie ist das Grundzeichen für das Heilshandeln Gottes, sie ist ein wirksames Zeichen; denn nach Jesu Worten ist er da, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, mitten unter ihnen (Mt 18,20). Ferner zählen zu den primären Symbolen: die Sakramente, in ihnen werden menschliche Grundsituationen wie Geburt und Mahlgemeinschaft, Ehebund usw. durch Christus neu qualifiziert.² Ferner zählen zu diesen primären Sym-

¹ C. Zuckmayer, *Als wär's ein Stück von mir*, Wien 1968, 152f.

² E. Lengeling, *Liturgie – Dialog zwischen Gott und Mensch*, Freiburg 1981, 100.

bolen bestimmte Leibeshaltungen wie Stehen, Sitzen, Kniebeuge, Beugen des Hauptes und des Leibes, Erheben, Ausbreiten der Hände usw., aber auch der Raum kann zu den Hauptzeichen gerechnet werden, ebenso der Altar. Dagegen fallen unter die Kategorie sekundäre Symbole: Das Vortragen des Kreuzes, der Weihrauch, liturgische Kleidung, liturgische Farben, die Kerzen, die Händewaschung in der Eucharistiefeyer. Letztere hat ihre ursprüngliche Funktion während des Herantragens von Naturalgaben heute eingebüßt und wird nur noch sinnbildlich als Bild für innere Reinheit gedeutet. Im Laufe der Zeit haben sich die sekundären Symbole immer mehr ausgedehnt und die primären an den Rand gedrängt, so daß diese zuletzt verkümmerten und in ihrer eigentlichen Bedeutung nicht mehr wahrgenommen wurden. Dies gilt ganz besonders für das fundamentale primäre Symbol: die zum Gottesdienst versammelte lebendige Gemeinde. Wollen wir im Gottesdienst Symbole neu erschließen, dann muß zunächst einmal das Schwergewicht auf den primären Symbolen liegen, diese müssen revitalisiert werden, während so manche sekundären Symbole entfernt werden können, die wir langwierig erklären müssen, damit sie überhaupt noch verstanden werden. Denn Symbole werden geboren und vergehen, sie vergehen dann, wenn sie nicht mehr mit dem Lebensgefühl der Menschen und ihren Erfahrungen übereinstimmen.

Darüber hinaus muß darauf geachtet werden, daß die gottesdienstlichen Zeichen in ihrer Zeichenhaftigkeit deutlicher hervortreten und nicht zu Chiffren und Attrappen verkümmern, wie dies zum Beispiel oft der Fall ist bei der Hostie, die eher an Papier als an Brot erinnert. Aber auch die Taufe

als das mit Christus Sterben und mit ihm Auferstehen fordert als sprechendes Zeichen eher das Untertauchen als das Übergießen mit Wasser; diese altkirchliche Praxis wird heute noch in der orthodoxen Kirche gepflegt. 1994 haben in der Erzdiözese Wien acht Pfarreien die Täuflinge durch Untertauchen getauft. In den USA ist dies im Rahmen der Wiederentdeckung des Katechumenates in über 50 Prozent der Diözesen und Pfarreien der Regelfall; dies hat eine entsprechende Gestalt des Taufbrunnens zur Folge.

2. Verbindung zwischen liturgischen Symbolen und Alltagswelt

Aber wenn die Hauptzeichen zurückgehen auf menschliche Grundsituationen, die dem Alltag entnommen sind, dann können diese Sinnzeichen nur lebensverändernde Wirkungen ausüben und den Mitfeiernden in seinem Innersten anrühren, wenn der Blick für diese spezielle Situation neu geschärft und entwickelt wird: Die eucharistische Mahlgemeinschaft kann nur dann symbolhaft erfahren werden, wenn auch im Alltag die Nahrungsaufnahme nicht zu einem Fast-food-Geschehen entartet, sondern wirklich als gemeinsam eingenommenes Mahl erfahren wird. Da dies häufig nicht mehr der Fall ist, sehen sich beispielsweise Katecheten und Katechetinnen bei der Vorbereitung von Kindern und Jugendlichen auf die Erstkommunion genötigt, mit den Kindern zunächst ein festliches Mahl zu halten, weil diese originären Erfahrungen ihnen daheim weitgehend vorenthalten bleiben. Im Gottesdienst kann das Symbol der versammelten Gemeinde nur Glaubwürdigkeit für sich beanspruchen, wenn auch im Alltagsleben der Gemeinde lebendige Beziehungen zwischen den einzel-

nen Gemeindegliedern untereinander und zwischen den Gruppen und Verbänden herrschen. Eine in sich zerrissene, in Parteien zerspaltene Gemeinde, wo der Dialog nicht mehr gepflegt wird, kann am Sonntag nicht als Gemeinschaft feiernd vor Gott treten, das raubt ihr die Glaubwürdigkeit. In einer Stellungnahme zum Diözesanforum des Bistums Münster stellt die Gemeinde Liebfrauen in Münster fest, daß der „Gemeinschaftsgedanke kaum noch die Gemeinschaft an sich kennzeichne. Es gibt viele Gruppierungen in der Gemeinde, die aber nichts voneinander wissen. Es gibt viele Menschen, die sich zum Gottesdienst treffen, die sich aber nachher nicht mehr kennen. Es gibt die verschiedenen Altersgruppen in der Gemeinde, die aber keine Verbindung miteinander haben. Es gibt viele Einzelkämpfer, die aber nichts voneinander wissen und sich auch nicht zusammenfinden.“ Eine andere Münsteraner Gemeinde weist auf die Spannungen zwischen den sogenannten traditionalistischen und modernistischen Gruppen hin, die sich „nur noch in Verdächtigungen begegnen“. Lebendige Liturgie ist nur möglich, hat Karl Lehmann einmal geschrieben, „in einer Zone wirklicher Bruderschaft und gelebter Diakonie. Sonst ist sie theologisch und praktisch von Sakramentalismus schlecht zu unterscheiden.“³ Ein überzeugendes Beispiel dieser unlöslichen Beziehung zwischen Liturgie und Diakonie lieferte das Leipziger Oratorium in der Nazizeit unter der Leitung von Theo Gunkel. Nach seiner Überzeugung – und diese schlug sich auch im Seelsorgeprogramm von Liebfrauen im Leipziger

Westen nieder –, leben „das Brotbrechen‘ und die ‚brüderliche Gemeinschaft‘ voneinander ... sie werden beide krank, wenn eines von beiden verkümmert. Der schönste Gottesdienst ‚ist nichts‘ ohne die Liebe – aber auch die Caritas, das vornehmste Ziel der Seelsorge, verliert ihren Charakter und ihre Orientierung, verflacht und verkümmert, wenn sie nicht mehr mit der Quelle verbunden ist.“⁴

Am Sonntag kann nur das liturgisch und symbolisch begangen, das heißt im Symbol verdichtet werden, was zuvor im Alltag gelebt worden ist. Hier erweisen sich die Symbole als weitgehend sozial eingebettet, das heißt sie müssen von einer Gemeinschaft anerkannt werden, wollen sie Geltung erlangen. Der Priester kann am Sonntag noch so lautstark betonen, daß die Versammelten eine große Familie, eine Gemeinschaft bilden, seine Rede muß hohl klingen, wenn sie nicht gedeckt ist durch Erfahrungen, welche die Gemeinde während der Woche machen konnte. Gottesdienst und Alltag können daher nicht voneinander abgekoppelt werden, auch wenn der Gottesdienst den Lauf des Alltags unterbricht und einen gewissen Abstand dazu nimmt; denn das gehört zu seinem Festcharakter.

3. Ästhetische Kompetenz

Eine Erklärung der Bedeutung der liturgischen Symbole haucht den liturgischen Zeichen noch kein Leben ein; sie erreicht nicht die Herzmitte der Feiern. Vielmehr entscheidend ist die Art und Weise, wie mit den Zeichen gottesdienstlichen Geschehens umgegangen

³ K. Lehmann, *Gemeinde*, in: *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft*, Teilband 2, Freiburg 1982, 33.

⁴ Th. Gunkel, *Zum Verhältnis von Liturgie und Seelsorge*, in: K. Borgmann (Hg.), *Volksliturgie und Seelsorge*, Colmar o.J. (1942), 55.

wird, dies gilt besonders für den Vorsteher des Gottesdienstes, aber auch für die anderen Inhaber von Rollen, ja für die gesamte Gemeinde. Wenn der Gottesdienst nach F. Schleiermacher ein darstellendes Handeln ist, dann erfordert dieses heilige Drama von den Feiernden auch eine künstlerische beziehungsweise ästhetische Kompetenz. Etwas von dieser Schönheit vermittelt ein orthodoxer Gottesdienst, der keinen zeitlichen Beschränkungen unterliegt und auch nicht der Inflation von Worten und moralischen Appellen wie bei uns ausgeliefert ist. „Wir wußten nicht, ob wir im Himmel oder auf der Erde waren“, berichteten Abgesandte dem Fürsten Wladimir von Kiew vor 1000 Jahren, der vor der Frage stand, für welche Liturgie er sich entscheiden sollte, für die byzantinische oder für die römische. „Doch auf der Erde gibt es keinen solchen Glanz, noch solche Schönheit, und wir sind unfähig, es zu beschreiben. Wir wissen nur, daß Gott dort unter den Menschen wohnt, und ihr Gottesdienst ist schöner als die Zeremonien der anderen Nationen. Denn wir können diese Schönheit nicht vergessen.“⁵ Dieser begeisternde Bericht gab den Ausschlag für die Wahl des byzantinischen Ritus. Von allen Mitwirkenden wird daher eine Kunst des Zelebrierens, eine *ars celebrandi*, verlangt: Die heiligen Handlungen müssen formgerecht, schön und ansprechend vollzogen werden. Dazu bedarf es eines Gestaltungsvermögens: man muß schreiten, verweilen, aufrecht sitzen, die Teilnehmer anschauen können, sich um eine entsprechende Stimmlage bemühen, die angenehm in den Ohren der Hörer klingt. Die Gebär-

den sollten kultiviert vollzogen werden, wir müssen ihnen eine Seele einhauchen. Romano Guardini hatte in seiner „Liturgischen Bildung“ 1923 zu Recht darauf hingewiesen: „Lebendig empfundene Frömmigkeit vergißt nur zu gerne, daß sie die Kultur braucht. ... Echte Kultur gibt der Religion die Mittel, sich auszudrücken, das ganze Leben zu ergreifen; zu schaffen und zu gestalten.“⁶ Sind die meisten Geistlichen und Gemeindemitglieder heute dazu noch fähig? Wird in der Theologenausbildung darauf gebührend Wert gelegt? Wenn ich an meine Ausbildung zum Priester denke – diese liegt allerdings sehr weit zurück – so bin ich lediglich mit den Rubriken und den nötigen Handgriffen vertraut gemacht worden; denn damals stand im Vordergrund die Frage nach der gültigen Spendung der Sakramente und das hieß nach dem rubrikengemäßen Vollzug der heiligen Handlung. Von einer theologischen Ästhetik war damals mit keinem Wort die Rede gewesen, davon hörten wir nichts in der dogmatischen Vorlesung. Das geforderte ästhetische Vermögen muß sich auch auf die Ausgestaltung des gottesdienstlichen Raumes und die musikalische Gestaltung des Gotteslobes erstrecken. Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein an Kompetenz in Kunstfragen läßt sich auch an der Ausstattung der Kirchen erkennen. Meist begnügt man sich hier mit billigem Kunsthandwerk, das dem oberflächlichen Blick schmeichelt und bei der Gemeinde kaum Anstoß erregt. Dagegen stoßen zeitgenössische Kunstwerke auf Seiten der Geistlichen wie auch der Gemeindemitglieder auf vehemente Ableh-

⁵ Wer wird das Antlitz der Erde erneuern? in: Spuren des Geistes in unserer Zeit, Herderbücherei, Bd. 1000, 31.

⁶ R. Guardini, Liturgische Bildung, Burg Rothenfels a. M. 1923, 91.

nung, weil diese am Alten hängen und allen neuen künstlerischen Darstellungen ablehnend gegenüberstehen. Darf man sich dann wundern, wenn die Schere zwischen Kirche und moderner Kunst immer weiter auseinandergeht? Bischof Karl Lehmann hat auf dem Kunstkongreß 1995 in Berlin gesagt, daß jede Pfarrgemeinde nicht nur eine Sozialstation, sondern auch eine Kunststation braucht, weil der Christ wie jeder Mensch zu seinem Mensch- und Christsein Kunst braucht.⁷

Zu einer Zeit, da in der zeitgenössischen Philosophie die Kunst in Gestalt der Ästhetik ins Zentrum der Reflexion rückt und Nietzsches Philosophie, die sich um die Vermittlung von Kunst und Ethik bemüht, die Gemüter neu erregt, müssen Glaube und Theologie sich um eine neue Wertschätzung der Kunst bemühen, nicht um einen Ästhetizismus im Stile eines *l'art pour l'art* zu pflegen, sondern im Sinne einer Verbindung von christlicher Ethik und Ästhetik. Ästhetik nimmt hier die Gestalt einer Lebensform an.⁸

4. Eine mystagogische Predigt

Schaut man sich einmal die zahlreichen veröffentlichten Predigtvorlagen an, so bemerkt man, daß die meisten entweder Hilfen zur Schriftauslegung geben oder Anregungen für eine thematische Predigt enthalten. In den seltensten Fällen wird die Liturgie selbst erschlossen, zum Beispiel einzelne Elemente der Liturgie wie das Kyrie, das Gloria,

das Eucharistische Hochgebet. Gerade was letzteres anbelangt, besteht ein großer Nachholbedarf. Welcher Gläubige weiß schon um die eigentliche Intention des Hochgebetes, obgleich es doch ein Herzstück des Gottesdienstes darstellt? Selbst Theologiestudenten tun sich immer noch schwer, seinen tieferen Sinn zu erfassen. In den Sonntagspredigten werden ihnen dafür keine Verstehenshilfen angeboten. Eine mystagogische Predigt darf sich aber nicht mit der rationalen Erklärung des Geschehens zufriedengeben, sie muß die Hörer in das gefeierte Geheimnis so einführen, daß diese davon innerlich erfaßt werden, daß ihnen etwas von der unaussprechlichen Schönheit dessen aufgeht, was gemeinsam gefeiert wird. Hier könnten wir ja einiges von unseren orthodoxen Schwestern und Brüdern lernen, für die Theologie und Göttliche Liturgie zusammenfallen; der Gottesdienst ist für sie vornehmlich Anbetung des dreifaltigen Gottes aus der Kraft des uns verliehenen Pneumas heraus.

5. Neue liturgische Symbole

Auch bei den liturgischen Symbolen müssen wir uns der Frage stellen, wie weit sie noch tragfähig, noch lebendig sind, ob sie noch die lebensgeschichtlichen Erfahrungen des heutigen Menschen angemessen zum Ausdruck bringen, oder ob sie bereits abgestorben sind; denn Symbole werden geboren und sterben auch wieder ab, wenn sie

⁷ Der Bischof von Klagenfurt, E. Kapellari, hat seinen Priestern den Rat erteilt: „Sie sollten sich nicht mit aufgezogenen Kunstdruckikonen usw. als Raumschmuck begnügen. Sie sollten Werkstattbesuche machen bei jungen und alten Künstlern und für ein Original sparen oder sich etwas schenken lassen. Anders wird jemand, dem später vielleicht eine schöne alte Kirche oder ein baulich bedeutsames Pfarrhaus, ein Kloster anvertraut sind, der bauen oder umbauen muß, nicht dafür vorbereitet sein.“

⁸ Ausführlicher habe ich diese Gedanken entwickelt in meinem Buch „Die Kunst, Gott zu feiern“, München 1996, 117–125.

nicht mehr revitalisierbar sind. Es ist aber durchaus möglich, daß Symbole, die lange Zeit in Vergessenheit geraten waren und dem damaligen Lebensgefühl fremd erschienen, in einem neuen Lebenskontext wieder mit Sinn erfüllt werden können. Als Beispiel dafür sei die Wallfahrt genannt, die nach dem Konzil lange Zeit nicht mehr gepflegt wurde; die nach einiger Zeit jedoch, mit neuen Akzenten versehen, wieder aufgelebt ist und sich auch bei jungen Menschen großer Beliebtheit erfreut, wie zum Beispiel die Wallfahrt nach Santiago de Compostela oder die Studentenwallfahrt nach Chartres, aber auch regionale Wallfahrten, wie zum Beispiel die Korbinianswallfahrt der Katholischen Jugend nach Freising. Darüber hinaus müssen wir auch Raum schaffen für neue Zeichen. Dafür gibt es in der neuen Liturgie einige ermutigende Beispiele, zum Beispiel die Bezeichnung des Täuflings mit dem Kreuzzeichen durch Eltern und Paten. Dem Jugendgottesdienst und Familiengottesdienst verdanken wir neue Symbole, zum Beispiel das Friedensnetz, das über die ganze Kirche gespannt wird, oder das Symbol des Schneckenhauses, das den Menschen symbolisiert, der sich in sich zurückzieht und den Kontakt nach außen abgebrochen hat. Auch der tanzende Mensch ist ein Symbol, wie überhaupt der Leib ein wesentliches Symbol des Menschen ist, aber erst allmählich wird der Tanz in seinen vielfältigen Formen wieder in unserer westlichen Liturgie heimisch, während der Tanz in den indischen und afrikanischen Kulturen seit eh und je zu Hause ist. In den Johannesakten wird das Bild von Jesus als Vortänzer „inmitten der Gemeinde“ gezeichnet. „Wer nicht tanzt“, heißt es in diesem Text, „begrift nicht, was geschieht“. (94,1 und 95,49).

Zu den neuen symbolischen Kreationen im Gottesdienst zählt auch der Gebetsschal, die violetten Halstücher usw. Warum sollte der gegenwärtig lebende Mensch nicht auf seine Weise symbolisierend Gott loben und feiern? Zu einer *ecclesia semper reformanda* gehört auch eine sich ständig verändernde Liturgie; denn der geschichtliche Wandel kann auch an ihrer Symbolsprache nicht spurlos vorübergehen.

Die Sprache der Religion und des Glaubens ist jedenfalls die Sprache der Symbole und nicht die abstrakt-begriffliche Sprache, wie sie in den Katechismen gepflegt wird, auch wenn die Theologie auf diesen Sprachstil nicht ganz verzichten kann, weil der Glaube sich auch immer vor dem Forum der Vernunft rechtfertigen muß. Ins Herz des Glaubens führt aber erst die Sprache der Symbole und Metaphern. Die Behauptung, der moderne Mensch sei nicht mehr symbolfähig, kann nicht aufrechterhalten werden; allein schon die Werbung und die Medienreligion mit ihren latent religiösen Symbolen widerlegen diese Behauptung. Betrachtet man die Jugendkulturen in ihrer bunten Vielfalt, so ist man überrascht, wie erfinderisch junge Leute sind, wenn sie ihr Leben symbolisieren, sei es als einzelne oder als Gruppe. Auf einfallsreiche Weise verleihen sie so ihrem Lebensgefühl symbolischen Ausdruck in der Gestaltung von Buttons, Graffitis und den Statussymbolen wie Kleidung, Haartracht und Gesten. Sie verfügen über einen Reichtum an symbolischer Darstellungsweise, der uns immer wieder in Erstaunen versetzen kann. Ihr Mut und Einfallsreichtum sind auch in der Kirche gefordert; davon kann die Gesamtgemeinde nur profitieren.